

Hans-Uwe Otto
Hans Thiersch
(Hg.)

Handbuch

.....

Soziale Arbeit

Sozialpädagogische Forschung

Von Peter Sommerfeld

 reinhardt

Sozialpädagogische Forschung

Von Peter Sommerfeld

Forschung der Sozialen Arbeit

Zeitgleich, aber völlig unabhängig voneinander, sind 1998 zwei Bände erschienen, die sich dem Thema Forschung im Fach Soziale Arbeit in systematischer Absicht genähert haben (Rauschenbach/Thole 1998b; Steinert et al. 1998). In diesen beiden Bänden hat eine Entwicklung ihren Ausdruck gefunden, die in der Folge als „Take-Off-Phase“ bezeichnet wurde (Otto et al. 2003, 3). Mit dieser Metapher wird die Entwicklung dergestalt charakterisiert, dass die Forschung der Sozialen Arbeit aus eher bescheidenen Anfängen in eine neue Dimension vorgedrungen sei.

Zunächst einmal ist die Aussage bezüglich des Take-Off und damit auch der Gegenstand der folgenden Ausführungen geografisch bzw. sprachkulturell einzugrenzen: In der englischsprachigen Welt blickt die Soziale Arbeit auf eine jahrzehntelange Forschungstradition zurück, die sich mindestens seit 40 Jahren in diversen Journals niedergeschlagen hat und dort dokumentiert ist (z. B. *British Journal of Social Work* seit 1971; *Social Work Research*, Zeitschrift des amerikanischen Berufsverbands (sic!) seit 1976). Es geht im Folgenden also primär um den deutschsprachigen Raum. Auf diesen bezogen kann festgehalten werden, dass zwar keine gesicherten Daten über das Gesamtvolumen vorliegen, dass sich aber alle Kommentatoren darin einig sind, dass es einen signifikanten Zuwachs an Forschungsaktivitäten tatsächlich gegeben hat. Dort, wo es empirische Zugänge gibt (z. B. Maier 2009b), bestätigen die quantitativen Indikatoren zumindest auf den ersten Blick diesen Tatbestand. So weisen Rosenbauer/Seelmeyer z. B. auf eine Verdoppelung des Forschungsvolumens im hier interessierenden Zeitraum im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe anhand einer Recherche bei FORIS hin (Rosenbauer/Seelmeyer 2005, 267). Während in den 1980er Jahren empiri-

sche Dissertationen eher die Ausnahme bildeten, sind sie heute, wenn nicht die Regel, so doch nichts Ungewöhnliches mehr, und zwar interessanterweise auch, wenn sie eher praxisorientierte Fragestellungen verfolgen (Gahleitner et al. 2008). Für die Schweiz kann man einen regelrechten Wachstumsboom belegen: Während es Ende der 1990er Jahre fast keine Forschung in den Fächern Sozialpädagogik, Sozialarbeit und soziokulturelle Animation gab, führen die fünf deutschsprachigen Hochschulen für Soziale Arbeit (FH) und die beiden universitären Lehrstühle für Sozialpädagogik bzw. Sozialarbeit und Sozialpolitik im Jahr 2008 ca. 150 als Forschung deklarierte Projekte durch. Im Zeitraum zwischen 2003 und 2007 wurden 56 Forschungsprojekte der Sozialen Arbeit von DORE, einer Abteilung des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) gefördert, die ähnlichen Qualitätsanforderungen im Rahmen der Begutachtung genügen mussten, die bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gelten. Zur quantitativen Ausweitung der Forschungsaktivitäten passt die Einigkeit der Kommentatoren, dass die Forschung für die weitere Entwicklung des Faches von entscheidender Bedeutung ist (z. B. Staub-Bernasconi 2007a).

Trotz all dieser unzweifelhaften Fortschritte sind einige relativierende Aussagen zu machen. Weder sind die großen Theorieentwürfe unmittelbar forschungsbezogen, noch sind die Arbeiten zu Theorien mittlerer Reichweite forschungsgesättigt, noch finden die jeweils aktuellen Debatten (wie z. B. zur Ökonomisierung der Sozialen Arbeit) unter ausgeprägter Bezugnahme auf Forschung statt. Angesichts der kurzen Tradition der Forschung der Sozialen Arbeit ist das verstehbar und vermutlich nicht weiter dramatisch, aber es ist doch ein starker Hinweis darauf, dass von einer in Forschung ruhenden Wissensbasis der Sozialen Arbeit, die für solche Debatten herangezogen werden könnte,

nicht die Rede sein kann. Vor diesem Hintergrund ist die Frage nach der Gestalt, welche die Forschung der Sozialen Arbeit angenommen hat, nach wie vor virulent. Die Einschätzung, dass „die Forschungsaktivitäten bislang oft nicht aus dem Status singulärer Einzelforschung hinauskommen und keinen inneren Zusammenhang erkennen lassen“ (Schweppe/Thole 2005, 8), verweist auf diese letztlich entscheidende Frage nach dem Stellenwert der Forschung für den disziplinären und professionellen Wissenskorpus. Hinzu kommt die Beobachtung, dass in den Meta-Debatten über die Forschung der Sozialen Arbeit grundlegende Problematiken aufscheinen, die den Eindruck entstehen lassen, dass die banal anmutende Frage, was unter Forschung der Sozialen Arbeit zu verstehen ist, keineswegs geklärt ist. Es könnte sein, dass für die Entwicklung einer konsolidierten Forschungskultur diese Klärung eine notwendige Voraussetzung darstellt. Das Ziel des vorliegenden Beitrags besteht daher darin, bei dieser Klärung mitzuwirken.

Problemdimensionen 1: „Genuin sozialpädagogische Forschung“ versus „Anything Counts“

Wenn man die einschlägigen systematischen Zugänge zur Beschreibung und damit Eingrenzung dessen, was unter der Forschung der Sozialen Arbeit zu verstehen ist, sichtet, dann stößt man auf eine scheinbar grenzenlose Pluralität von Zugängen, Ansätzen und Diskurslinien, hinter denen diese Beschreibung stets zu verschwimmen scheint, mit dem Ergebnis, „(...) dass es aufgrund ihrer offenen disziplinären Struktur bislang kaum möglich erscheint, so etwas wie eine genuin sozialpädagogische Forschung in einem strengen, systematischen Sinne herauszufiltern“ (Lüders/Rauschenbach 2005, 564). Streng systematisch heißt hier, dass charakteristische und in diesem Sinne spezifische „Forschungstypen, -gegenstände, -verfahren und -fragestellungen“ zu benennen wären, die eine „für konkrete Forschungsprojekte umsetzbare, disziplinäre Konzeption“ bieten würden, „mit deren Hilfe das Verhältnis von Fragestellung, Gegenstand und Methode als spezifisch sozialpädagogisches bestimmt und bearbeitbar gemacht werden könnte“ (Lüders/Rauschenbach 2005, 564).

Dieser zuletzt genannte, hohe systematische Anspruch, der nur sehr schwierig einlösbar wäre, wenn überhaupt, kontrastiert auffällig mit einer an Beliebigkeit grenzenden Vielfalt dessen, was alles als Forschung der Sozialen Arbeit bezeichnet wird und welche meist impliziten Vorstellungen, was Forschung ganz allgemein ist, damit einhergehen. Eine Möglichkeit, diese Vielfalt systematisch zu fassen, sind z. B. Aufzählungen von „Forschungstypen“, die als Forschung der Sozialen Arbeit bezeichnet werden. Im extremsten, wenngleich weitverbreiteten Fall ist das Kriterium zur Bildung solcher Typen schlicht die Verwendung von Forschungsmethoden. Überall dort, wo diese Methoden innerhalb der Sozialen Arbeit oder in Bezug zu ihr angewandt werden, findet dann Forschung der Sozialen Arbeit statt. Stellvertretend (Schefold 2005, 888–893): Genannt werden die „sozialpädagogische Bereichs- und Verbundforschung“, die meist auf „das Interesse von Fachministerien, auch von Kommunen und freien Trägern“ (Schefold 2005, 888) zurückgeht, die „sozialpädagogische AdressatInnenforschung“, die „lokale und regionale Forschung“, die „Qualifikationsforschung“, die Forschung als „Selbstbeobachtung der Praxis“, worunter „Evaluation und Qualitätsmanagement“, „Praxisberatung“ sowie „sekundäranalytische Selbstbeobachtung“ und „Formen sozialwissenschaftlich begründeter Fallsupervisionen“ fallen. Schließlich werden noch „Surveys“ genannt, womit im Wesentlichen die Kinder- und Jugendberichte sowie Sozialberichterstattung subsumiert werden. Dieser Zugang hat den Vorteil, dass „alles zählt“ und dass damit das Volumen beeindruckend groß wird. Zugleich sind damit einige weitreichende Probleme verknüpft.

Problemdimensionen 2: Zentrum und Peripherie / Wissenschaft und Praxis

Wenn jede Form von methodischer Datenerhebung Forschung ist, dann entsteht eben eine nicht überschaubare Menge von Einzeluntersuchungen und Einzeldaten. In systematischer Absicht steht man dann vor der Frage, wie man das ordnen kann. Ein möglicher Weg ist die Einführung der Unterscheidung von Zentrum und Peripherie. Im Beispiel von Schefold geschieht dies durch die Verwendung einer (verkürzten) Definition von

Hornstein zur Gegenstandsbestimmung der Forschung der Sozialen Arbeit, nämlich, „wie sich die Praxis mit den durch den Wandel erzeugten Problemlagen auseinandersetzt (Hornstein 1998)“ (Scheffold 2005, 885). Damit bildet die Praxisforschung das Zentrum, was in den Stichworten oben deutlich zum Ausdruck kommt. Auftragsforschung und (Selbst-)Evaluation sind so gesehen zentrale Bestandteile der Forschung der Sozialen Arbeit. Völlig unterbelichtet bleibt hier die Theoriebildung bzw. der Zusammenhang mit dem Wissenschaftssystem. Als Frage formuliert: Ist Datenerhebung gleichbedeutend mit der Erzeugung von (wissenschaftlichem) Wissen?

Als gegengerichtetes Beispiel stellt sich Hamburger die Frage nach der Bedeutung von Praxisforschung und mithin die Frage, ob sie das Zentrum der Forschung der Sozialen Arbeit sein kann (Hamburger 2005). Er beschreibt Forschung und Praxis als differente soziale und kognitive Systeme, die eine Beziehung zueinander bilden (müssen) und nennt einige Elemente, in denen sich diese Beziehung realisiert (u. a. Aus- und Weiterbildung, Veröffentlichungen, Beratung, Praxisforschung). Er fragt nach den Möglichkeiten der Verknüpfung von Forschung und Handeln durch Praxisforschung und weist auf grundlegende Schwierigkeiten dieser Versuche hin. Die Schlussfolgerung, die Hamburger zieht, ist: „Der Verzicht auf Praxisforschung oder die Behauptung, dass sie allein als angemessenes Forschungskonzept gelten kann“ (Hamburger 2005, 46). Während der zweite Teil der Schlussfolgerung sowieso selbstverständlich ist, ist der erste Teil gravierend: Praktisch alles, was Scheffold in Anlehnung an Hornstein als den Kern der Forschung der Sozialen Arbeit beschrieben hat, würde damit aus dem zumindest in quantitativer Hinsicht ansehnlichen Portfolio herausfallen. Die Praxisforschung wandert vom Zentrum an die Peripherie. Das Zentrum ist hier die wissenschaftliche Theoriebildung, die sich aus praktischen Fragestellungen „bescheiden“ (Cleppien/Hamburger 2008, 73) heraushalten soll.

Eine weitere Typologie hat Thole in den Diskurs eingebracht (Thole 2005, 39). Er unterscheidet Disziplinforschung, Professionsforschung und Praxisforschung. Die Systematik beinhaltet weiterhin die Dimensionen Forschungsintention, Wissensdimension, Praxisbezug und Theoriebezug. Wenn man das im Einzelnen durchdekliniert, dann zielt

die Praxisforschung auf die Optimierung der Praxis, es entsteht konkretes Handlungswissen, der Praxisbezug ist hoch und der Theoriebezug niedrig. Und umgekehrt dient die Disziplinforschung der Theoriegenerierung, es entsteht wissenschaftliches Wissen, der Praxisbezug ist eher niedrig und der Theoriebezug eher hoch. Die Professionsforschung bewegt sich irgendwo dazwischen.

Diese Systematik ist auf den ersten Blick einleuchtend: Die Seite der Nützlichkeit wird mit der Praxisforschung bedient, die Seite der Wissenschaft mit der Disziplinforschung. Durch diese integrative Typologie wird das Feld in all seiner Buntheit und Perspektivenvielfalt eingefasst. Durch die unterschiedlichen Gewichtungen entstehen zwar unterschiedliche Formen, aber im Gesamten sind alle Aufgaben damit abgedeckt. Denn irgendwo scheint es unstrittig zu sein, dass die Forschung der Sozialen Arbeit mit Theoriebildung und Praxisentwicklung bzw. Professionalisierung zu tun hat.

Die grundlegenden erkenntnistheoretischen Probleme, die Hamburger anspricht, sind damit allerdings nicht gelöst. Und man zieht mit einer so aufgebauten Systematik unwillkürlich einen jener famosen feinen Unterschiede ein: Die eigentliche Forschung ist die Disziplinforschung, weil sie sich auf Theorie bezieht und deshalb wissenschaftlich ist. Oder umgekehrt: Die eigentliche Forschung ist Praxisforschung, weil sie der Praxis dient und nützlich ist. Damit sind wir also eigentlich keinen Schritt weiter.

Das Problem, das sich m.E. hinter den hier nur sehr kurz skizzierten Versuchen verbirgt, die Forschung der Sozialen Arbeit typologisch einzukreisen, hat sehr viel mit Wissenschafts- und Erkenntnistheorie zu tun, die in fast allen Beiträgen zur Forschung der Sozialen Arbeit einen auffallend geringen Stellenwert hat bzw. gar nicht vorkommt. Vieles, was dann als Forschung bezeichnet wird, ist eigentlich Datenerhebung mit Hilfe von Forschungsmethoden im Praxiskontext. Um diesen letzten Satz nachvollziehbar zu machen, um zeigen zu können, was der Unterschied zwischen Datenerhebung und Forschung ist, und um von da aus bestimmen zu können, was Forschung der Sozialen Arbeit ist, ist also eine Auseinandersetzung mit einigen erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Grundlagen unumgänglich.

Was ist Forschung? Erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Grundlagen

Es sind im Prinzip dieselben Fragen offen, die Rauschenbach/Thole 1998 bereits aufgelistet haben, die hier nur cursorisch zusammengefasst werden (Rauschenbach/Thole 1998a, 12 ff.): Was ist Forschung, wo verwandelt sich wissenschaftliches Arbeiten in Forschung, gibt es eine systematische Differenz zwischen Theorie und Forschung, wie geht die Disziplin mit der Forschung um, wie ist das Verhältnis der Forschung zur Praxis einzuschätzen, wie wird geforscht, d. h. was sind sozialpädagogische oder sozialpädagogisch relevante Forschungsmethoden, fachlich vertretbare Forschungsdesigns, gegenstandsangemessene Forschungszugänge?

Die ungeklärten Fragen, wie sie oben aufgelistet wurden, müssen als eine Problematik der Disziplin angesehen werden, die nicht auf der Ebene zu klären ist, auf der der Diskurs gemeinhin stattfindet. Die Erkenntnistheorie wird implizit vorausgesetzt und damit wird die Ebene der wissenschaftstheoretischen Selbstthematisierung verlassen, die Voraussetzung für die Beantwortung der oben genannten Fragen ist. Bevor also ein Antwortversuch in Bezug auf die Soziale Arbeit unternommen werden kann, sind im Folgenden die allgemeinen erkenntnistheoretischen Bezüge zu explizieren, auf die sich der später folgende Antwortversuch bezieht (für eine ausführlichere, ähnlich gelagerte Darstellung z. B. Kron 1999). Die grundlegende Frage dabei ist: Was ist Wissen und wie entsteht es?

Menschen sind insofern ein Sonderfall der biologischen Evolution, als sie aufgrund der Entwicklung des Gehirns in einer Art und Weise erkenntnisfähig geworden sind, die sie in ein besonderes Verhältnis zur Welt stellt. Die philosophische Anthropologie (Plessner 1975, 1976) beschreibt diesen Tatbestand u. a. mit den Begriffen der „exzentrischen Positionalität“ und der „vermittelten Unmittelbarkeit“ und präzisiert, dass die Menschen ein Verhältnis zur materiellen „Umwelt“, zur sozialen „Mitwelt“ und zu ihrer jeweils eigenen „Innenwelt“ herstellen müssen. Im Begriff des Herstellens einer Beziehung zur Welt, in der Wissen über diese Welt entsteht und zugleich die weitere Beziehungsgestaltung zur Welt zirkulär strukturiert, liegt die ganze Problematik der menschlichen Erkenntnisfähigkeit bereits auf dem Tisch. Wissen ist nicht einfach da, sondern entsteht durch aktive Auseinandersetzung

(dazu z. B. Piagets „genetische Epistemologie“, Piaget 1974) mit der immer schon daseienden Welt. Diese Auseinandersetzung ist grundsätzlich sozio-kulturell überformt. Der Begriff „Sozialisation“ beschreibt diesen Tatbestand. Der soziale Prozess der Herstellung eines Verhältnisses zur Welt ermöglicht und begrenzt den individuellen Bildungsprozess und damit den überhaupt möglichen Erkenntnishorizont. Da es sich um vermittelte unmittelbare Erkenntnisprozesse handelt, ist die Grenze zwischen Irrtum oder Täuschung und Wahrheit grundsätzlich schwer zu bestimmen.

Menschliche Erkenntnisse sind sowohl in phylogenetischer als auch in ontogenetischer Hinsicht stark gekoppelt mit Tätigkeit. Auge und Hand und deren Zusammenspiel auf der Basis emotionaler Energetisierung (Lustprinzip bei Freud 1972; Bedürfnisspannungen bei Obrecht 2009) sind die Grundlagen des menschlichen Zugangs zur Welt. Noch einmal anders formuliert: Menschliches Erkennen läuft über die aufeinander bezogene Beobachtung und Gestaltung von Welt in zirkulären Prozessen des Erkennens und Handelns und der darauf bezogenen emotio-kognitiven Strukturbildung im Gehirn. Von Weizsäcker beschreibt in seiner Theorie des „Information Processing“ diese Zirkularität als „Kreisgang“ (Weizsäcker 1992). Voraussetzung dafür ist, dass Menschen aus Verhaltensketten heraustreten können, wie beispielsweise G. H. Mead herausgearbeitet hat, und dass insofern Handeln im Sinne eines erkenntnisgestützten Tuns möglich wird.

Wissenschaft ist der Versuch, die (systematisch begrenzten) menschlichen Erkenntnismöglichkeiten zu erweitern. Sie macht sich den letztgenannten Tatbestand zu Nutze, indem sie zunächst ganz aus dem unmittelbaren Handeln heraustritt und zugleich eine neue soziale Praxis konstituiert (Stichweh 1994), die als erstes Strukturprinzip die zeitliche Dehnung des Erkenntnisprozesses einführt. Diesem Strukturprinzip dient die Handlungsentlastung der Wissenschaft. Das zweite Strukturprinzip ist die Einführung des Leitideals der Wahrheit. Grundsätzlich geht es darum, die Welt und alle ihre Komponenten so zu erkennen, wie sie sind. Im Bewusstsein der gleichwohl gegebenen Begrenzung menschlicher Erkenntnisfähigkeit führt die Wissenschaft Regeln ein, die versuchen, dieser Begrenztheit Rechnung zu tragen und sie zugleich ein Stück weit hinauszuschieben. Diese

Regeln sind allseits bekannt: Explikation des Standortes/der Perspektive, damit explizite Bezugnahme auf andere Perspektiven, Nennen der Referenzen, Explikation des Erkenntnisweges und der daraus hervorgegangenen Ergebnisse, logische Konsistenzanforderungen an Argumentation und Theoriebildung. Diese Regeln dienen dem dritten Strukturprinzip, nämlich der Einführung des Diskurses zur „sozialen Objektivierung“ der jeweils ausgearbeiteten Beiträge. Der Modus dieses Diskurses ist Kritik, also das genaue Hinschauen und Überprüfen der jeweils aktuell angebotenen Erkenntnisse. Kritik wiederum setzt die Kenntnisnahme voraus. Damit entsteht ein Diskurszusammenhang, der mit der Zeit zu einer Systematisierung der Erkenntnisse in Bezug auf einen bestimmten Realitätsausschnitt führt und damit Erkenntnisfortschritt weit jenseits von immer neuen Versuch-Irrtum-Ketten ermöglicht. Es entsteht in den diskursiven „Kreisgängen“ ein Korpus gesicherten oder mindestens als gesichert geltenden Wissens, das vorwiegend in den Theorien eines Faches gespeichert ist, und das neue Erkenntnisprozesse insofern strukturiert, als darauf bezogen Fragen und Kritik formuliert werden.

Forschung ist ein Teil dieser wissenschaftlichen Praxis. Theoriebildung und Forschung sind die zwei Seiten der einen Medaille. Das Eine ist die Theoriebildung, also verkürzt gesagt die beschreibende und erklärende Modellierung von Welt bzw. meistens kleiner Ausschnitte davon. Diese beruht, wenn man sie für sich betrachtet, auf den jeweils eigenen Erfahrungen und Beobachtungen einzelner WissenschaftlerInnen und unterscheidet sich von Alltagsbeobachtungen und Alltagstheorien nur durch die Kenntnis und die Bezugnahme auf bis dahin bereits von anderen geleistete Modellierungen und durch den Grad der Elaboriertheit. Das ist nicht wenig, aber die Wissenschaft gewinnt mit dem Heraustreten aus den unmittelbaren Handlungsvollzügen nicht nur Zeit, sondern auch eine (in mancherlei Hinsicht) privilegierte Beobachtungsposition. Das ist wiederum in sich ein Gewinn. Der entscheidende Punkt ist aber, dass die Wissenschaft das Verfahren der Beobachtung von Welt selbst verbessert, und dass sie Beobachtungsinstrumente, Datenerhebungsmethoden und analytische Verfahren entwickelt hat, wie in Daten Zusammenhänge sichtbar gemacht werden können. Dies erweitert die menschlichen Erkenntnismög-

lichkeiten noch einmal erheblich und dies bietet neue Möglichkeiten, ein Verhältnis zur Realität herzustellen. Erst mit der Erfindung des Mikroskops z. B. erschließen sich neue Zusammenhänge in Bezug auf ansteckende Krankheiten und können bis dahin entwickelte Modellierungen (Theorien über die Entstehung bestimmter Krankheiten) überprüft und dann auch endgültig verworfen werden. Oder dass Kinder aus unteren Schichten im Bildungssystem benachteiligt werden, wird erst mit Hilfe der Statistik, einer Art Makroskop, „sichtbar“. Und von dort aus können dann wieder Modellierungen über die Zusammenhänge entwickelt werden, die dieses mittlerweile gut beschriebene Faktum erklären.

Forschung ist also der instrumentelle und methodisierte *beobachtende Teil der Wissenschaft* zur Feststellung von Sachverhalten. Von Anfang an hat die Forschung zwei Funktionen, zu denen es jeweils unterschiedliche wissenschaftstheoretische Positionen gibt (u. a. kritischer Rationalismus und Hermeneutik), die zwei unterschiedliche Erkenntnismodi darstellen: *Entdecken* und *Überprüfen*. Da wir wissen, dass wir die Welt mit unseren Erkenntnismöglichkeiten nur vermittelt und in der Form einer „künstlichen Horizontverengung“ (Plessner) erkennen können, und zwar unabhängig davon, ob es sich dabei um naturwissenschaftlich oder sozialwissenschaftlich interessierende Phänomene handelt, bleibt die klassische Entdeckerfrage stets virulent: Was liegt hinter dem Horizont? Der Modus des „Entdeckens“ stellt die Neugier in den Vordergrund. Entdeckungen sind aber auch die wirksamste Kritik an bisherigen Theorien und geben grundsätzlich Anlass für neue Modellierungen. Der andere Zugang ist „Überprüfen“. In diesem Modus wird die Wahrheitsfrage betont, denn es geht darum, mittels der Forschung, also mittels systematischer und kontrollierter Beobachtung, zu überprüfen, ob die Bilder, die Modelle, die Theorien, die wir in Bezug auf die Welt gemacht haben, zutreffen oder nicht. Die Forschungsmethoden beziehen sich auf die wissenschaftstheoretischen Paradigmen und betonen entsprechend den dort gegebenen Antworten eher den Entdeckungs- oder den Überprüfungszusammenhang.

„Der quantitativen Tradition werden in der Regel solche Forschungen zugerechnet, in denen man theoretisch abgeleitete Hypothesen aufstellt und prüft. (...) Als

qualitativ werden gewöhnlich Forschungen bezeichnet, in denen es weniger um die Überprüfung bestehender, sondern eher um die Entdeckung neuer theoretischer Konzepte geht“ (Seipel/Rieker 2003, 13).

Festzuhalten ist an dieser Stelle, dass Forschung, egal an welchem dieser großen Paradigmen sie sich orientiert und welche Methoden sie auswählt, um ihre Fragen zu bearbeiten, eine Verknüpfung zwischen theoretischen Überlegungen und empirischen Daten herstellt. Jegliche Forschung folgt daher einem realistischen Weltbild in dem Sinne, dass sie eine prinzipielle Erkennbarkeit von Welt voraussetzt und eine Korrespondenz zwischen Erkenntnis und Realität, vermittelt über empirische Daten, herzustellen anstrebt.

Wie oben bereits mehrfach angerissen, ist die menschliche Erkenntnisgewinnung zutiefst darin angelegt, dass Menschen ihr Leben führen müssen. Petzold beschreibt die Evolution der menschlichen Kulturen als eine Dynamik, die durch das Zusammenspiel von „Neugierde“ und „Poiesis“ (Lebens- und Weltgestaltung) angetrieben wird (Petzold 2008, 357). Wissen entsteht auch in dieser Perspektive einerseits aus der individuellen und kollektiven Erkenntnisuche *sui generis* und aus dem Lösen praktischer Probleme zur Gestaltung der Lebensverhältnisse. Neben den beiden Modi „Entdecken“ und „Überprüfen“ gibt es also immer schon den Modus der Erkenntnisgewinnung, der unmittelbar mit „Gestalten“ zusammenhängt. Das bedeutet einerseits, dass das Wissen über die Beschaffenheit der Welt, das mit den Modi „Entdecken“ und „Überprüfen“ sowie der Verknüpfung der so gewonnenen empirischen Daten mit beschreibenden und erklärenden Theorien gewonnen werden kann, auch für praktische Zwecke genutzt werden kann. Dies wird normalerweise, so auch z. B. bei Hamburger (2005), unter dem Begriff des „Wissenstransfers“ verhandelt und ist soweit unstrittig. Es bedeutet aber andererseits, dass die Fragestruktur: „Was ist zu tun, um ein praktisches Problem x zu lösen?“ einen Erkenntnisweg eigener Qualität schafft. Argyris und seine Mitarbeiter (Argyris et al. 1990) haben in Fortschreibung des amerikanischen Pragmatismus (z. B. Hampe 2006) und insbesondere in der Nachfolge von Lewin und Dewey herausgearbeitet, wie je nach Erkenntnismodus („Überprüfen“, „Entdecken“ oder „Gestalten“) sehr unterschiedliche

Fragen, Methoden und Ergebnisse entstehen, die jeweils nur in dem jeweiligen Modus realisiert werden können.

Jenseits wissenschaftstheoretischer Positionen ist der genannte Typus der Fragestruktur an den Fakultäten der modernen Universitäten von Anfang an in der Form der „Handlungswissenschaften“ oder „angewandten Wissenschaften“ konstitutiv vertreten. Die Medizin ist das Paradebeispiel einer Handlungswissenschaft, die der Frage nachgeht: Was kann ein Arzt tun, um beim Auftreten einer Erkrankung x zu helfen, also den Heilungsprozess zu befördern oder erhebliche Folgen einer Erkrankung zu lindern? Die wissenschaftliche Medizin handelt so wenig wie die Soziologie, aber sie beschäftigt sich mit praktischen Fragestellungen, die sie in wissenschaftliche Fragestellungen transformiert und wissenschaftlich bearbeitet. Diese kurze Beschreibung definiert, was unter „Handlungswissenschaft“ zu verstehen ist (ausführlich Staub-Bernasconi 2007b; grundlegend Bunge 1985).

Mit der Fragestruktur „Was ist zu tun, um das Ergebnis x zu erzielen, den Zustand y zu verändern oder die Situation z zu gestalten?“ entstehen Theorien einer besonderen Art. Bunge und beispielsweise dessen Rezipienten Patry/Perrez im Bereich der klinischen Psychologie (Bunge 1985; Patry/Perrez 1982) unterscheiden deshalb drei Sorten wissenschaftlichen Wissens: (durch Forschung generiertes) *Faktenwissen* (wie z. B. zu Folgen sozialer Ungleichheit auf Bildungskarrieren), *nomologisches Wissen* (überprüfte, erklärende Theorien, welche die Zusammenhänge oder Gesetzmäßigkeiten erfassen, die dazu führen, dass aus sozialer Ungleichheit Benachteiligung in Bezug auf Bildung entsteht) und *technologisches Wissen* (überprüfte Theorien, die Aussagen darüber machen, was zu tun ist, wenn die Effekte sozialer Ungleichheit im Hinblick auf Bildung minimiert oder auch maximiert werden sollen, je nach Wertebezug, der für diese Art von Wissen eine notwendige und nicht hintergehbare Bezugsgröße darstellt). „Technologien“ sind also wissenschaftliche Aussagen über Zweck-Mittel-Relationen. Als Typus wissenschaftlichen Wissens müssen sie, auch wenn ein Verfahren oder eine Methode ursprünglich möglicherweise aus der unmittelbar praktischen Problemlösung hervorgegangen ist, drei bis vier Kriterien erfüllen: a) sie beruhen auf einer theoretischen, wissenschaftlich geprüften oder zumindest über-

prüfbarer Erklärung der die Probleme verursachenden Zusammenhänge, auf die bezogen b) beschreibbare Verfahren einen explizierbaren Sinn machen. Plausibilität ist nur zulässig als Übergangsphase, sozusagen als hypothetische Begründung, bis c) eine wissenschaftliche Erklärung der Wirkungsweise des Verfahrens in Bezug auf die Problemlösung geliefert, und d) wenn möglich ein empirischer Nachweis der Wirksamkeit des Verfahrens erbracht werden kann.

Handlungswissenschaften unterscheiden sich von anderen Wissenschaften, die oft als Grundlagendisziplinen bezeichnet werden, dadurch, dass sie alle drei Wissenstypen erzeugen, während sich die Grundlagenfächer auf die ersten zwei beschränken können sowie dadurch, dass sie in allen drei Erkenntnismodi ihre Fragen formulieren.

Was also ist nun die Forschung der Sozialen Arbeit?

Die Forschung der Sozialen Arbeit unterscheidet sich nicht im Geringsten von diesen allgemeinen erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Grundlagen, es sei denn sie würde sich außerhalb des Wissenschaftssystems positionieren wollen. Die Forschung der Sozialen Arbeit erzeugt nicht unmittelbar Wissen, sondern sie erzeugt durch unterschiedliche Beobachtungs- und Analyseverfahren Information über die Beschaffenheit der Welt, über Sachverhalte. Erst im Zusammenhang mit Theorien, auf die sie sich bereits im Vorfeld der Entwicklung ihrer Fragestellungen und Forschungsdesigns bezieht, und erst im Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Diskurs entsteht wissenschaftlich gesichertes Wissen. Winkler hat dies pointiert formuliert und an dieser Stelle ist ihm zuzustimmen: „Forschung lässt sich nicht von Theorie trennen, weil sie Voraussetzungen für Untersuchungen liefert, gleichsam für diese sehend macht und zudem diese wieder zusammenführt, in welcher Form der Systematisierung auch immer“ (Winkler 2005, 23).

Die Forschung der Sozialen Arbeit operiert dabei in den Modi des „Entdeckens“ und „Prüfens“ und – dies bedarf vermutlich weiterer Debatten – auch im Modus des „Gestaltens“, also unter Verfolgung des Erkenntnisinteresses „Was ist zu tun, um z. B. einem Menschen nach der Straftent-

lassung bei der Bewältigung der anstehenden Aufgaben für eine gelingende Lebensführung zu helfen? Wie müssen die Bewährungshilfe und ihr gesetzliches und gesellschaftliches Umfeld beschaffen sein, um optimale Ergebnisse zu erzielen?“ Das sind legitime erkenntnisleitende Fragen einer Handlungswissenschaft, zu der die Soziale Arbeit in der hier vertretenen Position zählt. Sie bedient sich dabei der zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen Forschungsmethoden und trägt ggf. zu deren Weiterentwicklung bei (z. B. Schrapper 2004, 260; Sommerfeld et al. 2005). Es gibt insofern keine spezifischen sozialpädagogischen Forschungsmethoden und es braucht sie auch nicht, denn die wissenschaftlichen Methoden in toto bilden das Methodenrepertoire. Die Methodenwahl muss der jeweiligen Fragestellung angemessen sein, d. h. dass sie auf diese bezogen erkenntnisproduktiv sein muss. Grundsätzlich spielt der „Gegensatz“ zwischen quantitativen und qualitativen Methoden in der Sozialen Arbeit daher keine Rolle, auch wenn die qualitativen Methoden, so weit man das überblicken kann, in der Mehrzahl der Forschungsprojekte Verwendung finden, was als Hinweis auf den noch wenig ausgebauten Wissenskorpus interpretiert werden kann.

Damit sind die oben aufgeworfenen Fragen nach dem, was Forschung ist, nach der Differenz von Theorie und Forschung (und der Einheit, die diese Differenz bildet) sowie nach den zu verwendenden Methoden beantwortet. Die Angemessenheit des Forschungszugangs und der verwendeten Methoden entscheidet sich im Einzelfall und hängt von den Fragestellungen ab, die bearbeitet werden. Diese ergeben sich zum Einen aus den Theorien des Faches, die den jeweils historisch gegebenen Wissenshorizont bilden. Und, wenn sie eine Handlungswissenschaft ist, ergeben sie sich zum Anderen aus Problemstellungen der Praxis, die in mit Forschungsmitteln bearbeitbare Fragestellungen transformiert, theoretisch eingebettet und dann bearbeitet werden. Diese doppelte Aufgabenstellung hat mit dem Gegenstandsbezug der Handlungswissenschaft Soziale Arbeit zu tun, der nun zu bestimmen ist. Damit wenden wir uns einerseits der Frage nach der „genuin sozialpädagogischen Forschung“ zu, und andererseits der Frage nach dem Verhältnis der Forschung zur Praxis. Übereinstimmend wird in den aktuellen Debatten auf die folgende Gegenstandsbestimmung von Lüders und

Rauschenbach Bezug genommen (z. B. Schweppe/Thole 2005):

„Vor dem Hintergrund der zentralen sozialpädagogischen Theorieebatten der letzten Jahrzehnte wird davon ausgegangen, dass das sozialpädagogische Forschungsfeld anhand von drei „Eckpunkten“ aufgespannt werden kann: (1) den zuständigen *Institutionen*, (2) den in ihnen tätigen *Professionellen* bzw. *beruflich* oder *ehrenamtlich Tätigen* sowie (3) den *Adressatinnen und Adressaten*“ (Lüders/Rauschenbach 2005, 564).

Die Bestimmung dessen, was die Forschung der Sozialen Arbeit zum Gegenstand hat, ist also nicht jenseits der Theorien des Faches möglich. Die Frage nach einer „genuin sozialpädagogischen Forschung“ ist damit beantwortet, allerdings in einer notwendig offenen Form. Die genuin sozialpädagogische Forschung bearbeitet Fragen, die im Zusammenhang mit der Modellierung von Welt, wie sie in den Theorien der Sozialen Arbeit vorgenommen wird, entstehen. Da der Plural darauf hinweist, dass es nicht nur eine Theorie und so gesehen Auffassung von Sozialer Arbeit gibt, ist das „genuin sozialpädagogische“ unter Umständen heterogen. Dass trotzdem ein Konsens über diese „Eckpunkte“ erzielt werden kann, deutet darauf hin, dass sie zu keiner der gültigen Theorien des Faches in Widerspruch stehen, und das heißt, dass es sich sehr wahrscheinlich um „Strukturmomente organisierter Sozialer Arbeit“ handelt (Flösser 1994, 30), die in ihrer Allgemeinheit kaum zu bestreiten sind.

Es sei an dieser Stelle gleichwohl auf eine Variation des so aufgespannten Forschungsfeldes hingewiesen, die den Zuschnitt noch einmal etwas anders setzt, woraus sich eine in meinen Augen theoretisch weiterführende Systematik ergibt, die in diesem Sinne geprüft und debattiert werden muss. Aus einer an Abbott (Abbott 1988) angelehnten professionstheoretischen Sicht, in Verbindung mit dem hier vertretenen wissenschaftstheoretischen Verständnis der Sozialen Arbeit als Handlungswissenschaft, bilden nicht die Professionellen den einen Eckpunkt, sondern das professionelle Handeln und das Wissen der Profession, das sich in diesem Handeln realisiert. Deshalb gehören hierzu insbesondere die professionellen Verfahrensweisen (Methoden/Theorien über Wirkungsweisen/Zweck-Mittel-Wissen) und Wissen über die damit erzielbaren Ergebnisse (Wirksamkeit). Den zweiten

Eckpunkt bilden die Bedingungen, unter denen sich dieses Handeln realisiert, und zwar auf der Ebene der Gesellschaft (Politik/Gesetzgebung und Öffentlichkeit) wie ganz zentral der Organisation (Arbeitsplatz). Drittens wären die KoproduzentInnen zu nennen, also nicht nur, wenngleich prominent, die Adressaten und Adressatinnen, sondern auch andere Beteiligte im Problemlösungsprozess, insbesondere auch Angehörige anderer Professionen und ehrenamtlich sozial Tätige (zu diesem systematisch und theoretisch anders geschnittenen Verständnis des Gegenstands der Forschung der Sozialen Arbeit Sommerfeld 1998, 185).

Das so umrissene Forschungsfeld umfasst den gesamten professionellen Problemlösungsprozess, wie er idealtypisch sowohl bei Abbott als auch in systematischer Absicht bei Sidler (Sidler 2004) zu finden ist. Er setzt sich zusammen aus der Problemkonstitution oder dem Verstehen der „Problemgene“ (Hornstein 1998), inklusive der Verfahren der Sozialen Arbeit, wie sie das Problem kodiert und konstruiert (Diagnostik/Fallverstehen), der Problembearbeitung, inklusive des Wissens und der Verfahren bzw. Methoden, die dafür faktisch zum Einsatz kommen, sowie die Evaluation der Ergebnisse (im Hinblick auf ihre Wirksamkeit und ihre Angemessenheit). Sidler bietet noch ein weiteres wichtiges Element, auf das auch Maier, wenngleich in anderem Zuschnitt, immer wieder hinweist (Maier 2009a): Die Werte und die Ziele, die mit dem professionellen Problemlösungsprozess verbunden sind, bedürfen einer gesonderten Beachtung. Diese können nicht wissenschaftlich bestimmt werden, aber die Wissenschaft kann sich an den dazu notwendigen „teleologischen“ (letztlich normativen) Diskursen beteiligen, indem sie die Zielsetzungen und Wertebezüge der Praxis beschreibt, diskutiert und ggf. kritisiert.

Dabei ist zu beachten, dass die genannten drei Eckpunkte ein Feld kennzeichnen, in dem diese Eckpunkte nicht isoliert voneinander existieren, sondern miteinander verwoben sind und die Komplexität dieser Realität konstituieren. Die Forschung der Sozialen Arbeit ist genötigt, sich mit dieser Komplexität auseinanderzusetzen. Das macht sie spannend und anspruchsvoll. Mit der hier vorgeschlagenen Modellierung des Forschungsfeldes wird die Erforschung der Praxis in dem damit formulierten weiten Verständnis von Bedingungen, Handeln und Koproduktion also

zum konstitutiven Gegenstand der Wissenschaft der Sozialen Arbeit und das heißt ihrer aufeinander bezogenen Forschung und Theoriebildung. Die Unterscheidung von Peripherie und Zentrum wird damit obsolet, ebenso wie die Unterscheidung von Disziplinforschung und Praxisforschung. Dieses Modell deckt sich in der Reichweite wie im Grundsatz mit Hornsteins Definition:

„Es sind also, wenn man versucht, dies auf eine Formel zu bringen, die historisch sich wandelnden Verhältnisse von Individuum und Gesellschaft, die unter einem bestimmten, eben pädagogischen Interesse „das Problem“ darstellen, dessen Bearbeitung der Sozialpädagogik aufgegeben ist. (...) Dies zu betonen ist wichtig, weil so aus einer allgemein sozialwissenschaftlichen Beschäftigung ein pädagogisches Projekt wird. Es geht also um die Formen der Vergesellschaftung, die darin enthaltenen Konflikte, um das Interesse an den Handlungs- und Lebensmöglichkeiten der Individuen, schließlich um die Formen der Bearbeitung dieser Krisen und Konflikte durch die sozialpädagogischen Institutionen (...)“ (Hornstein 1998, 69).

Auch die Frage nach dem Verhältnis der Forschung zur Praxis ist mit diesem Ansatz beantwortbar: Grundlage ist, dass die Erforschung der Praxis der Sozialen Arbeit im beschriebenen Dreieck das Gravitationszentrum des theoretisch zu konturierenden Gegenstandsbereichs der Forschung der Sozialen Arbeit ist. Strittig und insofern auch weiterhin diskussionsbedürftig wird die Frage sein, ob die Theoriebildung Theorien zum Zweck-Mittel-Wissen der Sozialen Arbeit beinhalten darf oder nicht, und damit, ob die Fragestruktur „Was ist zu tun, um das Leitideal der Humanität durch die Soziale Arbeit zu befördern?“ eine legitime Frage der Wissenschaft der Sozialen Arbeit ist. Von der hier entfalteten Position aus ist die Frage geklärt: Diese Fragestruktur ist nicht nur legitim, sondern sie ist konstitutiv für die Forschung der Handlungswissenschaft Soziale Arbeit, hier unter Verwendung einer der möglichen normativen Orientierungen. Von dort aus stellt sich dann allerdings die Frage, in welcher Form das Verhältnis von Forschung und Praxis gestaltet werden soll? Das Wechselspiel von Theoriebildung und Forschung im Modus des Entdeckens ebenso wie deren diskursive und forschungsgestützte Überprüfung gilt insbesondere auch für Theorien über Zweck-Mittel-Relationen.

Vor allem in Bezug auf Letzteres ist noch einmal zu betonen: Die Forschung der Sozialen Arbeit dient der Theoriebildung bzw. deren Überprüfung. Sie handelt nicht in der Praxis und sie schreibt der Praxis nichts vor. Ein Ziel der Handlungswissenschaft Soziale Arbeit besteht allerdings darin, dass sie dazu beiträgt, die Gestaltungsmöglichkeiten der Praxis zu verbessern (z. B. im Sinne der Humanität), und insofern zur Praxisentwicklung gestaltend beizutragen. Die „Kreisgänge“, die dafür notwendig sind, haben viel mit „Ausprobieren“ (Experimentieren im Sinne von Erfahrungen sammeln) zu tun. Das kann aber allein die Praxis der Sozialen Arbeit. Wenn diese dem Anspruch auf Professionalität genügen will, dann tut sie das unter Verwendung des disziplinären Wissenskorpus, unter Beobachtung durch die Forschung der Sozialen Arbeit, und trägt damit im Sinne der „Kreisgänge“ zur Weiterentwicklung ihrer eigenen Wissensgrundlagen bei. Ob dies im Modus des Konflikts grundsätzlich geschehen muss, wie Hamburger postuliert (2005), ist eine zentrale, zu debattierende Frage in diesem Zusammenhang. Denn als Handlungswissenschaft steht die Soziale Arbeit vor der Frage, ob und ggf. wie sie den dritten Erkenntnismodus des „Gestaltens“ auch in ihren Forschungsaktivitäten abbilden kann bzw. will, dies vor allem dann, wenn man Argyris und dem amerikanischen Pragmatismus folgend diesen Erkenntnismodus für besonders erkenntnisproduktiv im Hinblick auf Theorien über „Zweck-Mittel-Wissen“ hält. In Anlehnung an die Wissenschaftsforschung (Gibbons et al. 1994) scheint die Kooperation von Wissenschaft und Praxis jedenfalls eine vielversprechende Option dafür zu sein (Sommerfeld 2000). Die zentrale Frage ist und bleibt aber auch hier, ob die Differenz von Wissenschaft und Praxis unter den Bedingungen der Kooperation aufrechterhalten werden kann, und ob auf diese Weise die jeweiligen epistemischen Qualitäten von Wissenschaft und Praxis produktiv miteinander verschränkt werden können, und zwar sowohl im Hinblick auf die wissenschaftliche Wissensbildung als auch im Hinblick auf die praktische Problemlösung. Wir haben dazu den Ansatz der kooperativen Wissensbildung entwickelt, der theoretisch diesen Anforderungen genügt (Sommerfeld/Maier 2003; Hüttemann/Sommerfeld 2007; Gredig/Sommerfeld 2008). Ob er sich forschungspraktisch, also im Hinblick auf die wissenschaftliche Erkenntnis-

gewinnung einerseits und auf praktische Problemlösung andererseits bewährt, wird sich tatsächlich erst noch erweisen müssen.

Die schlechteste aller Varianten ist aber von der hier entfalteten Position aus, in der Praxis Formen der Datenerhebung im großen Stil zu betreiben und diese nicht an die Wissenschaft der Sozialen Arbeit rückzubinden, und trotzdem diese Form als Forschung der Sozialen Arbeit zu bezeichnen. Denn diese Form der Datengewinnung, die oft unter dem Etikett „Praxisforschung“ gefasst wird, trägt nichts zum Aufbau des Wissenskorpus der Sozialen Arbeit bei, sie entzieht sich den wissenschaftlichen Qualitätssicherungsverfahren (Diskurs und Einbettung in den Stand des Wissens) und ist daher keine Forschung.

Schluss und Ausblick

Abschließend stellt sich die Frage, wie die weitere Entwicklung der Forschung der Sozialen Arbeit eingeschätzt werden kann. Oder anders formuliert: Wie kommen wir über die Vereinzelung der Forschungsaktivitäten hinaus zu forschungsbezogenen Diskursen und mithin zu einer Bündelung der Kräfte, sodass ein gesicherter Wissenskorpus der Sozialen Arbeit entstehen kann? Wo sind diesbezügliche Ansätze derzeit erkennbar? Dazu folgende Annäherungen:

Wenn die hier explizierte Position als Grundlage für die Antworten herangezogen wird und somit das Argument, dass Theoriebildung und Forschung eine Einheit in der Differenz bilden, dann kann man dieses Argument nicht nur gegen die theorie-lose Praxisforschung anwenden, sondern auch gegen die forschungslose Theoriebildung. Das heißt, dass sich die Forschung der Sozialen Arbeit als selbstverständlicher, weil zur Theoriebildung komplementärer Teil in der Kultur des Faches erst noch vollständig etablieren muss, auch und gerade bei den TheoretikerInnen des Faches. Den Take-Off haben wir ja nun schon einmal geschafft.

Die Logik der Forschungspraxis weist dabei in die Richtung, eher von den „großen Erzählungen“ und normativ überdeterminierten Konzepten Abstand zu nehmen und sich der durchaus mühsamen Arbeit zu widmen, die Praktiken der Sozialen Arbeit genauer anzuschauen. Es lassen sich Anzeichen erkennen, dass die Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit

die Kristallisationspunkte bilden (können), an denen sich forschungsgestützte Theoriediskurse entwickeln, die notwendig sind, um über den Status der Einzeluntersuchungen hinauszukommen.

„Auch in der Sozialen Arbeit entstehen zunehmend Forschungszusammenhänge und damit auch Zusammenhänge der Theoriebildung – Theoriebildung allerdings verstanden als (...) feldbezogene Theoriebildung über eingegrenzte und eindeutig konturierte Gegenstandsbereiche der Sozialen Arbeit, die in der Praxis als solche schon seit langem existieren (wie beispielsweise Jugendarbeit, Jugendbildungsarbeit, Altenarbeit, Sozialhilfe, (...), Stadtteilentwicklung, Bewährungshilfe usw.)“ (Wilhelm 2006, 40f.).

Die Bedeutsamkeit der Erforschung der Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit korrespondiert mit einem Trend, der unter dem Begriff „Evidence-Based Practice“ auch die Soziale Arbeit erfasst hat. Vorderhand hat sich der deutschsprachige Diskurs einerseits kritisch gegenüber diesem Ansatz gezeigt und vor allem vor den Gefahren einer vereinfachenden Instrumentalisierung der Ergebnisse durch die Politik und einer davon ausgehenden deprofessionalisierenden Wirkung gewarnt (Otto et al. 2010). Andererseits wurde der davon ausgehende Impuls als Chance für die Forschungstätigkeit der Sozialen Arbeit und die Professionalisierung betrachtet (Sommerfeld 2005), und zwar weil der entstehende Druck in der Umwelt der Sozialen Arbeit und die damit einhergehenden Entwicklungen die Praxis der Sozialen Arbeit für forschungsbasiertes Wissen öffnet und damit den oben skizzierten „Kreisgang“ erst möglich macht. Die derzeitige Entwicklung des internationalen Diskurses zu Evidence-Based Practice weist in die zweite Richtung. Während zu Beginn neo-positivistische Vorstellungen einer theoriefreien Forschung, die sich lediglich durch methodischen Rigorismus und die berüchtigten „Levels of Evidence“ begründet (McNeece/Thyer 2004), unter dem Stichwort „What Works“ dominierten, kann heute festgestellt werden, dass die Diskussion erstens wieder auf dem methodologischen Erkenntnisstand der Wissenschaften angekommen ist. Zweitens, und für die Forschung der Sozialen Arbeit zentral, kann ein Wechsel des Leitparadigmas zu „Why Does It Work, If It Works“ festgestellt werden und somit ein Drift von „Evidence-Based“ zu

„Knowledge-Based Social Work“ (Bryderup 2008). Dies ist für die Forschung der Sozialen Arbeit deshalb entscheidend, weil damit wiederum ein Stimulus für die bereichsspezifische Theoriebildung mit hoher Bedeutsamkeit für die Praxis und mit einer starken Betonung auf Zweck-Mittel-Wissen einhergeht.

„Die realistische Wirkungsforschung – (...) – liefert eine Wissensbasis für eine alternative Form der Wirkungsorientierung: eine, die nicht darauf hinausläuft, Praxis anzuleiten, sondern empirisch fundierte Wissensgrundlagen bzw. Theorien (mittlerer Reichweite) über Wirkungszusammenhänge herauszuarbeiten. Die realistische Wirkungsforschung – die ihre erkenntnistheoretische Grundlage nicht im hypothesenprüfenden, kritischen Rationalismus, sondern im so genannten „critical realism“ (Pawson 2006) findet – liefert demnach die Grundlage für eine „Wirkungsorientierung“ im Kontext möglichst professionell gesteuerter Organisationen“ (Otto 2007, 66).

Diese Art der Wirkungsforschung eröffnet derzeit mannigfaltige Möglichkeiten der Kooperation mit der Praxis, sie deckt sich mit der oben vorgenommenen Gegenstandsbestimmung der Forschung der Sozialen Arbeit, sie ist mit der arbeitsfeldspezifischen Theoriebildung kompatibel und trägt Zweck-Mittel-Wissen bei, aber auch Wissen über organisationale und politische Bedingungen und Bedingungen der Koproduktion. Die „NutzerInnenforschung“ setzt bezüglich der Erforschung der Leistungserbringung einen anderen Akzent, der das aktive, soziale Dienstleistungen sich aneignende Subjekt in den Vordergrund stellt und beansprucht, davon ausgehend eine Alternative zu Evidence-Based Practice darzustellen, bildet damit aber einen Teil dieses auf die unmittelbare Leistungserbringung gerichteten Diskurszusammenhangs.

„Das Ziel sozialpädagogischer Nutzerforschung besteht somit einerseits in der Rekonstruktion des Nutzens, des Gebrauchswertes personenbezogener Dienstleistungen, wie andererseits in der Analyse der Nutzungsprozesse. Das Erkenntnisinteresse besteht in der Identifizierung nutzenfördernder und nutzenlimitierender Bedingungen der Aneignung zum Zweck der Erhöhung des Gebrauchswertes Sozialer Arbeit“ (Schaarschuch/Oelerich 2005, 17).

Inwieweit Wirkungen und Gebrauchswert sich letztlich unterscheiden, wäre eine spannende Debatte, die anhand von konkreten Forschungsprojekten zu führen wäre. Ein weiterer, mit der „NutzerInnenforschung“ verwandter Ansatz kann mit der „AdressatInnenforschung“ benannt werden. Auch für diese Variante kann in Anschlag gebracht werden, dass sie im Rahmen der gesellschaftlichen Entwicklung, die in den „Evaluations- und Steuerungsdebatten“ zum Ausdruck gekommen ist (Bitzan et al. 2006a, 10), einen eigenen Akzent zu setzen trachtet und damit ebenfalls dem hier skizzierten Diskurszusammenhang zuzurechnen ist. Die AdressatInnenforschung versteht ihren Beitrag auf drei Ebenen:

„Erstens beleuchtet sie biographische Relevanzen und Zusammenhänge in ihrem Eigensinn, sie fragt also danach, wie Menschen leben (...). Zum Zweiten interessieren sie Fragen danach, wie die fachlichen Angebote aufgenommen werden, was AdressatInnen als hilfreich erleben und durch welche Zumutungen sie sich bedrängt fühlen; weitergehend ob bzw. was sie anregen konnte, eigene Orientierungs- und Handlungsmuster ggf. zu verändern. Zum Dritten hat sie das Ziel, das Spannungsverhältnis zwischen Rekonstruktion und Fallbearbeitung aufzuklären, d.h. die Art und Weise der Transformation der Rekonstruktion im Prozess der professionellen Bearbeitung zu beleuchten“ (Bitzan et al. 2006b, 268f.).

Es ist an dieser Stelle hervorzuheben, dass die drei Zugänge „forschungsbasierte Praxis“, „NutzerInnenforschung“ und „AdressatInnenforschung“ eindeutig im oben beschriebenen Gegenstandsbereich der Handlungswissenschaft Soziale Arbeit situiert sind, dass sie unterschiedlich akzentuierte Zugänge darstellen, wie mit der Doppelaufgabe der Handlungswissenschaft umgegangen werden kann, und dass sie in diesem Sinne alle drei einen Beitrag zur Optimierung der Praxis leisten wollen. Die unterschiedlichen Mischungsverhältnisse und Gewichtungen, die in Bezug auf die drei Eckpunkte zusammen mit weiteren, dann vor allem methodologischen und theoretischen Gesichtspunkten vorgenommen werden, ergeben unterschiedliche Zugänge zu den letztlich gleichen, grundlegenden Fragen: Welchen Beitrag leistet die Soziale Arbeit zur Verbesserung der Lebenssituation der NutzerInnen, AdressatInnen oder KlientInnen? Wie entstehen Problemlösungen im

Zusammenspiel von gesellschaftlichen und organisatorischen Bedingungen, dem lebensweltlichen Eigensinn und professionellem Handeln? Welche Formen des professionellen Handelns erweisen sich als hilfreich oder schädlich? Dass sich drei unterschiedliche Zugänge rund um diese Kernfragen gebildet haben, die jeweils das Potenzial haben, eine eigene Forschungstradition zu bilden, ist ein sehr starker Indikator dafür, dass die Soziale Arbeit tatsächlich über den Take-Off hinausgekommen ist und darüber hinaus auf einem guten Weg ist, eine vollständige Wissenschaft zu werden, in der Theoriebildung ebenso selbstverständlich mit empirischer Forschung verknüpft ist, wie innerhalb der Profession insgesamt der Wert einer gesicherten Wissensbasis, die nur über den Weg der Forschung zu haben ist, steigen wird. Schließlich zeigt sich die derzeitige Lebendigkeit der Forschung der Sozialen Arbeit auch in Diskursen zur Forschungsmethodologie wie z. B. zur ethnografischen Forschung (Hünersdorf et al. 2008), zu Evaluationsmethoden (Widmer et al. 2008) oder zur Biografieforschung (Felden 2008). Diese

sind wichtig für die Entwicklung des Faches (Diskurs über Angemessenheit) und die Kompetenzbildung der beteiligten ForscherInnen.

Kurzum: Neben der Konsolidierung forschungsbezogener Theoriebildung, wie sie in Bezug auf die Arbeitsfelder und die Wirksamkeit/die Nutzung der Sozialen Arbeit skizziert wurde, wird vieles davon abhängen, ob die für die Bearbeitung der Menge an offenen Forschungsfragen notwendigen Ressourcen erschlossen werden können. Dabei spielt die Forschungsförderung natürlich eine wichtige Rolle. Der Boom der Forschung an den Schweizer Hochschulen für Soziale Arbeit hängt sehr eng mit einer intelligenten Forschungsförderung durch den Schweizer Nationalfonds zusammen. Wenn die Praxis die Ressourcen, die sie aktuell in lokale Datenerhebungen investiert, in die Forschung der Sozialen Arbeit investieren würde, dann wären wir einen großen Schritt weiter. Dafür müsste sich die Forschung aber auch in der Praxis als nützlich erweisen bzw. müsste sie dort als nützlich kodiert werden.

Literatur

- Abbott, A. (1988): *The System of Professions. An Essay on the Division of Expert Labor*. The University of Chicago Press, Chicago/London
- Argyris, Ch., Putnam, R., McLain Smith, D. (1990): *Action Science*. Jossey-Bass, London/San Francisco
- Bitzan, M., Bolay, E., Thiersch, H. (Hrsg.) (2006a): *Die Stimme der Adressaten. Empirische Forschung über Erfahrungen von Mädchen und Jungen mit der Jugendhilfe*. Juventa, Weinheim/München
- , –, – (2006b): *Die Stimme der AdressatInnen. Biographische Zugänge in den Ambivalenzen der Jugendhilfe*. In: Bitzan, M., Bolay, E., Thiersch, H. (Hrsg.): *Die Stimme der AdressatInnen*. Juventa, Weinheim/München, 257–288
- Bryderup, I.M. (Hrsg.) (2008): *Evidence Based and Knowledge Based Social Work – Research Methods and Approaches in Social Work Research*. Aarhus University Press, Aarhus
- Bunge, M. (1985): *Philosophy of Science and Technology. Treatise on Basic Philosophy*. D. Reidel, Dordrecht/Boston/Lancaster
- Cleppien, G., Hamburger, F. (2008): *Anwendungsbezogene Forschung*. In: Bielefelder Arbeitsgruppe 8 (Hrsg.): *Soziale Arbeit in Gesellschaft*. VS Verlag, Wiesbaden, 72–77
- Felden, H.v. (Hrsg.) (2008): *Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biografieforschung*. VS Verlag, Wiesbaden
- Flösser, G. (1994): *Soziale Arbeit jenseits der Bürokratie*. Luchterhand, Neuwied
- Freud, S. (1972): *Abriss der Psychoanalyse – das Unbehagen in der Kultur*. Fischer, Frankfurt/M.
- Gahleitner, S.B., Gerull, S., Lange, C., Schambach-Hardtke, L., Ituarte, B.P., Streblov, C. (Hrsg.) (2008): *Sozialarbeitswissenschaftliche Forschung. Einblicke in aktuelle Themen*. Budrich Unipress, Opladen/Farmington Hills
- Gibbons, M., Limoges, C., Nowotny, H., Schwartzman, S., Scott, P., Trow, M. (1994): *The New Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*. Sage Publications, London/Thousand Oaks/New Dehli
- Gredig, D., Sommerfeld, P. (2008): *New Proposals for Generating and Exploiting Solution-Oriented Knowledge*. *Research on Social Work Practice* 18, 292–300
- Hamburger, F. (2005): *Forschung und Praxis*. In: Schweppe, C., Thole, W. (Hrsg.): *Sozialpädagogik als forschende Disziplin*. Juventa, Weinheim/München, 35–48
- Hampe, M. (2006): *Erkenntnis und Praxis. Zur Philosophie des Pragmatismus*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Hornstein, W. (1998): *Erziehungswissenschaftliche Forschung und Sozialpädagogik*. In: Rauschenbach, T., Thole, W. (Hrsg.): *Sozialpädagogische Forschung*. Juventa, Weinheim/München, 47–80
- Hünersdorf, B., Maeder, Ch., Müller, B. (Hrsg.) (2008):

- Ethnographie und Erziehungswissenschaft. Methodologische Reflexionen und empirische Annäherungen. Juventa, Weinheim/München
- Hüttemann, M., Sommerfeld, P. (2007): Forschungsbasierte Praxis – Professionalisierung durch kooperative Wissensbildung. In: Sommerfeld, P., Hüttemann, M. (Hrsg.): Evidenzbasierte Soziale Arbeit – Nutzung von Forschung in der Praxis. Schneider Hohengehren, Baltmannsweiler, 40–57
- Kron, F.W. (1999): Wissenschaftstheorie für Pädagogen. Ernst Reinhardt, München/Basel
- Lüders, Ch., Rauschenbach, T. (2005): Forschung: sozialpädagogische. In: Otto, H.-U., Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik. 3. Aufl. Ernst Reinhardt, München/Basel, 562–575
- Maier, K. (2009a): Für eine integrative praktische Wissenschaft Soziale Arbeit. In: Mührel, E., Birgmeier, B. (Hrsg.): Die Sozialarbeitswissenschaft und ihre Theorie(n). VS Verlag, Wiesbaden
- (2009b): Zur gegenwärtigen Situation der Sozialarbeitsforschung in Deutschland. In: Gahlertner, S.B., Hahn, G. (Hrsg.): Jahrbuch Klinische Sozialarbeit II. Psychiatrie Verlag, Bonn, 32–46
- McNeece, C.A., Thyer, B.A. (2004): Evidence-Based Practice and Social Work. *Journal of Evidence-Based Social Work* 1, 7–25
- Obrecht, W. (2009): Was braucht der Mensch? Grundlagen der biopsychosozialen Theorie menschlicher Bedürfnisse und ihre Bedeutung für eine erklärende Theorie sozialer Probleme. Ligue Médico-Sociale, Luxemburg
- Otto, H.-U. (2007): Zum aktuellen Diskurs um Ergebnisse und Wirkungen im Feld der Sozialpädagogik und Sozialarbeit – Literaturvergleich nationaler und internationaler Diskussion. Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe. Berlin
- , Oelerich, G., Micheel, H.-G. (2003): Mehr als ein Anfang. Empirische Forschung in der Sozialen Arbeit. In: Dies. (Hrsg.): Empirische Forschung und Soziale Arbeit. Luchterhand, München, 3–12
- , Polutta, A., Ziegler, H. (Hrsg.) (2010): What Works – Welches Wissen braucht die Soziale Arbeit? Budrich, Opladen
- Patry, J.L., Perrez, M. (1982): Nomologisches Wissen, technisches Wissen, Tatsachenwissen – drei Ziele sozialwissenschaftlicher Forschung. In: Patry, J.L. (Hrsg.): Feldforschung. Bern/Stuttgart, 45–66
- Petzold, H.G. (2008): Evolutionäres Denken und Entwicklungsdynamiken im Feld der Psychotherapie. *Integrative Therapie* 4, 353–396
- Piaget, J. (1974): Abriss der genetischen Epistemologie. Walter Verlag, Olten
- Plessner, H. (1976): Die Frage nach der *Conditio Humana* – Aufsätze zur philosophischen Anthropologie. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- (1975): Die Stufen des Organischen und der Mensch: Einleitung in die philosophische Anthropologie. W. De Gruyter, Berlin/New York
- Rauschenbach, T., Thole, W. (1998a): Sozialpädagogik – ein Fach ohne Forschungskultur? In: Rauschenbach, T., Thole, W. (Hrsg.): Sozialpädagogische Forschung. Gegenstand und Funktionen, Bereiche und Methoden. Juventa, Weinheim/München, 9–28
- , (Hrsg.) (1998b): Sozialpädagogische Forschung. Gegenstand und Funktionen, Bereiche und Methoden. Juventa, Weinheim/München
- Rosenbauer, N., Seelmeyer, U. (2005): Was ist und was macht Jugendhilfeforschung? Theoretische Annäherungen und empirische Forschungsergebnisse. In: Schweppe, C., Thole, W. (Hrsg.): Sozialpädagogik als forschende Disziplin. Juventa, Weinheim/München, 253–275
- Schaarschuch, A., Oelerich, G. (2005): Theoretische Grundlagen und Perspektiven sozialarbeiterischer Nutzerforschung. In: Schaarschuch, A., Oelerich, G. (Hrsg.): Soziale Dienstleistungen aus Nutzersicht. Zum Gebrauchswert Sozialer Arbeit. Reinhardt, München/Basel, 9–25
- Schefold, W. (2005): Sozialpädagogische Forschung. Stand und Perspektiven. In: Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. VS Verlag, Wiesbaden, 881–902
- Schrappner, Ch. (Hrsg.) (2004): Sozialpädagogische Forschungspraxis. Positionen, Projekte, Perspektiven. Juventa, Weinheim/München
- Schweppe, C., Thole, W. (2005): Sozialpädagogik als forschende Disziplin – Einleitung. In: Schweppe, C., Thole, W. (Hrsg.): Sozialpädagogik als forschende Disziplin. Juventa, Weinheim/München, 7–14
- Seipel, Ch., Rieker, P. (2003): Integrative Sozialforschung. Konzepte und Methoden der qualitativen und quantitativen empirischen Forschung. Juventa, Weinheim/München
- Sidler, N. (2004): Sinn und Nutzen einer Sozialarbeitswissenschaft. Eine Streitschrift. Lambertus, Freiburg i. Br.
- Sommerfeld, P. (2005): Introduction. In: Sommerfeld, P. (Hrsg.): Evidence-Based Social Work – Towards a New Professionalism? Lang, Bern/Frankfurt/New York, 7–31
- (2000): Forschung und Entwicklung als Schnittstelle zwischen Disziplin und Profession. Neue Formen der Wissensproduktion und des Wissenstransfers. In: Homfeldt, H.G., Schulze-Krüdener, J. (Hrsg.): Wissen und Nichtwissen. Herausforderungen für Soziale Arbeit in der Wissensgesellschaft. Juventa, Weinheim/München, 221–236
- (1998): Spezifische Sozialarbeitsforschung – ein Resümee zu den dargestellten Forschungsprojekten. In: Steinert, E., Sticher-Gil, B., Sommerfeld, P., Maier, K. (Hrsg.): Sozialarbeitsforschung: was sie ist und leistet. Lambertus, Freiburg i. Br., 182–192
- , Calzaferri, R., Hollenstein, L., Schiepek, G. (2005): Real-Time Monitoring. New Methods for Evidence-Based Social Work. In: Sommerfeld, P. (Hrsg.): Evidence-Based Social Work – Towards a New Professionalism? Lang, Bern/Frankfurt/New York, 201–234
- , Maier, K. (2003): Integrierte Praxisforschung als Theoriebildung und Praxisentwicklung. Reflexionen zur Kooperation von Wissenschaft und Praxis am Beispiel des Projekts „Quartiersaufbau Rieselfeld“. In: Otto, H.-U.,

- Oelerich, G., Micheel, H.-G. (Hrsg.): Empirische Forschung. Sozialarbeit – Sozialpädagogik – Soziale Probleme. Luchterhand, Neuwied/Kriftel, 112–141
- Staub-Bernasconi, S. (2007a): Forschungsergebnisse und ihre Bedeutung für die Theorieentwicklung, Praxis und Ausbildung. In: Engelke, E., Maier, K., Steinert, E., Borrmann, S., Spatscheck, C. (Hrsg.): Forschung für die Praxis. Zum gegenwärtigen Stand der Sozialarbeitsforschung. Lambertus, Freiburg i. Br., 19–46
- (2007b): Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Systemtheoretische Grundlagen und professionelle Praxis – ein Lehrbuch. Haupt UTB, Bern/Stuttgart/Wien
- Steinert, E., Sticher-Gil, B., Sommerfeld, P., Maier, K. (Hrsg.) (1998): Sozialarbeitsforschung: Was sie ist und leistet. Lambertus, Freiburg i. Br.
- Stichweh, R. (1994): Professionen und Disziplinen: Formen der Differenzierung zweier Systeme beruflichen Handelns in modernen Gesellschaften. In: Stichweh, R. (Hrsg.): Wissenschaft, Universität, Professionen. Suhrkamp, Frankfurt/M., 278–336
- Thole, W. (2005): Soziale Arbeit als Profession und Disziplin. In: Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. VS Verlag, Wiesbaden, 13–60
- Weizsäcker, C. F. v. (1992): Zeit und Wissen. Hanser, München
- Widmer, T., Beywl, W., Fabian, C. (Hrsg.) (2008): Evaluation. Ein systematisches Handbuch. VS Verlag, Wiesbaden
- Wilhelm, E. (2006): Abschied von der grossen Erzählung. Stand und Zukunftsperspektiven der Theoriebildung in der Sozialen Arbeit. Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit 1, 37–46
- Winkler, M. (2005): Sozialpädagogische Forschung und Theorie – Ein Kommentar. In: Schweppe, C., Thole, W. (Hrsg.): Sozialpädagogik als forschende Disziplin. Juventa, Weinheim/München, 15–33